

1. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 69.

Mittwoch, den 22. März 1905.

20. Jahrgang.



Aus der Umgegend.

Bierstadt, 19. März. Aus Anlaß seines heutigen Hochzeitsfestes brachte der Gesangsverein Frohsinn seinem Mitgliede Herrn Rathschreiber Lipinger am Freitag Abend ein Ständchen. — Am nächsten Sonntag veranstaltet der „Männergesangsverein“ im Saale zur Hofe eine Abendunterhaltung. An Chören kommen nur Volkslieder zum Vortrag. Außerdem werden einige humoristische Vorträge die Teilnehmer erfreuen. Der Abend wird um so genussreicher werden, als der Verein eine stattliche Zahl der ausgefeiltesten Volkslieder unter der tüchtigen Leitung des Herrn Musiklehrers Kuhl aus Wiesbaden vorzutragen wird. — Mit der Legung der Wasser- und Gasleitung in die inneren Ortsteile wird in der nächsten Zeit wieder begonnen werden. Leider findet sich nicht in allen Straßen die erforderliche Zahl der Abnehmer und so muß der, welcher die Neuerungen in seinem Hause einführen möchte, auch darauf verzichten. Viele Leute scheuen vor der einmaligen Ausgabe zurück.

W. Rumbach, 18. März. In der unterm 16. März d. J. abgehaltenen Gemeindevorstandssitzung wurden u. a. folgende Beschlüsse gefaßt: 1) Das Baugesuch des Maurermeisters W. Berbe 3. hierseits, betr. die Errichtung eines Wohnhauses, nebst Seitengebäude, Ecke der Wiesbadener- und Thalstraße, mit einem Ausgange nach der letzteren, wird mit der Einwendung zurückgewiesen, daß zu erbauende Wohnhaus der Fluchtlinie der Wiesbadener- und der Thalstraße anzupassen. Weiter wurde bedingt, daß das zum ordnungsmäßigen Ausbau der Wiesbadener- und Thalstraße nötige Gelände seitens des B. unentgeltlich an die Gemeinde zu vollem Eigentum abgetreten und die zum Ausbau der beiden Straßen längs seines Baugrundstückes erforderlichen Kostenbeiträge in einer der Gemeinde genehmen Weise, den geltenden Bestimmungen entsprechend, sicher gestellt werden. 2) Zwei zur Vorlage gebrachte Rechnungen, betr. Anfertigung eines Wassermessers, sowie Lieferung von Werkzeugen zur Unterhaltung und Reparatur der Wassermesser, werden nachträglich genehmigt und zur Ausgabe angewiesen. 3) Von einer Erledigung des Punktes 3 der Tagesordnung bezgl. Anschlusses der Pflichtfeuerwehr hierseits an den Feuerwehrverband für den Reg.-Bez. Wiesbaden und die damit verbundene Haftpflichtversicherung wird vorerst abgesehen. 4) Einer Abänderung der neu entworfenen Begräbnis-Gebührenordnung, in der namentlich auch die Gebührensätze für die Beerdigung von Leichen in Erdbegräbnisplätzen enthalten sind, wurde zufolge Verfügung des Rgl. Landraths zu Wiesbaden dahin entsprochen, daß namentlich die Extra-Gebühr für Beerdigung von Leichen vorgenannter Art auf 4 M. bemessen werden soll; es bleibt jedoch Sache der Angehörigen, die Denkmäler und Grabstätten auf ihre Kosten wegzuräumen. 5) Dem vom Landrath zu Wiesbaden gemachten Vorschlag, die Ausstoßung und Aushebung des Distrikts „Kleine Göttschell“ aus dem Waldborndorfer, welcher letztere zur Veräußerung von Teilparzellen aus dem genannten Distrikt notwendig ist, wird seitens der Körperschaft zugestimmt, und will diese der Gemeindevertretung empfehlen, die Ausstoßung des ganzen Distrikts beschließen zu wollen. Die noch weiter gepflogenen Verhandlungen waren geringfügiger Art und entbehren des öffentlichen Interesses.

r. Erbenheim, 19. März. Heute trugen die Vienen, wenn auch spärlich, den ersten Blütenstaub ein. — Bei der auf dem hiesigen Rathhause stattgefundenen Auktionsversteigerung des Privatiers H. Th. Stein wurden Preise bis zu einer Höhe von 1435 M., 2725 M. und 6500 M. erzielt.

*** Hochheim a. M., 19. März.** Hier hat sich ein verheirateter, älterer Regierender Beamter erschossen. Der Beweggrund liegt darin, daß er für einen Anderen eine Bürgschaft von 19 000 M. übernommen hatte und diese Summe wegen eingetretener Zahlungsunfähigkeit zu zahlen gezwungen hätte.

*** Hirsheim, 19. März.** Der Einwohner, der sich bei dem Aufhängen durch einen Sturz in einen mit Flaschen gefüllten Kasten eine Verletzung an der Hand zuzog, mußte sich wegen eingetretener schwerer Blutvergiftung in eine Klinik nach Wiesbaden begeben, wo ihm die Hand abgenommen werden mußte. — Im nahen fiskalischen Wald Weilbach errichtet man ein Inhalatorium. — Das Kaltwerk Gwerfisch Frankfurt soll in eine Zementfabrik umgewandelt werden, man erhofft dadurch eine bessere Rentabilität.

*** Mainz, 20. März.** Der Inhaber der „Danja“, allgemeines Handelsinstitut Altschul u. Co., August Bräuner ist geschildet. Bräuner hat, nach einer Meldung der Rkt. Stg., die von seinen Agenten hier und in seiner Wohnort Filiale gestellten Kauttionen und Inkaufgelder unterschlagen. Eine große Anzahl Geschäftskunde und Private sind um bedeutende Beträge geschädigt. Ein Steckbrief ist hinter dem Flüchtigen erlassen.

*** Bingerbrück, 19. März.** An einer Krippe in der Nähe vom Franzosenhaus wurde heute Nachmittag im Rhein die gut gekleidete Leiche eines Mannes gelandet, welche drei bis vier Wochen im Wasser gelegen haben mag. Man vermutet in dem Toten einen Zugführer aus Mainz, doch ist Näheres noch nicht festgestellt.

*** J. Jollhaus, 20. März.** Mit dem 1. April ist Herr Postverwalter Schmidt von hier in gleicher Eigenschaft nach Ragnelsbogen versetzt; sein Nachfolger wird Herr Heinz aus Königstein.

*** H. Sahnshütten, 19. März.** Die hiesige Jagdgesellschaft hat 12 Hasen vor einiger Zeit eingefetzt. — Kommen den Mittwoch wird Herr Nestor Endris aus Radesheim die Prüfung in der gewerblichen Fortbildungsschule abhalten.

*** Limburg, 20. März.** Dem Postsekretär a. D. Heinrich Bender hier ist der königliche Kronenorden 4. Klasse verliehen worden.

1b. Aus dem Mühlbachthal, 20. März. Der März, der uns am 21. kalendermäßig den langersehnten schönen Frühling bringen soll, trägt seit einigen Tagen ein mehr herbiliches Gepräge. Fast täglich gehen starke Regenschauer in hiesiger Gegend nieder, begleitet von heftigen Stürmen. Gestern Nachmittag gegen 5 Uhr war das Unwetter mit einem Gewitter verbunden, wobei außer dem strömenden Regen strichweise ziemlich dicker Hagel niederging. Die Temperatur ist infolgedessen zeitweise recht kalt und verursacht allorts viele Krankheiten. Unter Erwachsenen bildet hauptsächlich die Influenza eine große Plage, während bei den Kindern vielfach Masern und Scharlach auftreten.

Wein-Zeitung.

*** Hallgarten, 20. März.** Wie die Fürstlich Löwenstein'sche Weingutsverwaltung in Hallgarten mittheilt, wird dieselbe für die Folge bei ihren Weinverkäufen keine Kellergebühren mehr erheben; somit sind, schreibt die „Rhg. Zeitung“, unseres Wissens nun bei sämtlichen Mitgliedern des Vereins der Rheingauer Weingutsbesitzer diese Gebühren in Wegfall gekommen.

Kunst, Litteratur und Wissenschaft.

*** Bildh. Lehmann.** Das Befinden der Kammerfängerin Frau Bildh. Lehmann-Kalisch, die bekanntlich vor Kurzem während ihres Wiener Gastspiels erkrankte, gab gestern zu schweren Besorgungen Anlaß, sodaß der Gatte der Künstlerin telegraphisch aus Prag, wo er gastierte, zurückgerufen werden mußte. Gestern in später Abendstunde konnte im Zustande der Erkranken eine leichte Besserung festgestellt werden.

*** Der Kampf gegen die Infektionskrankheiten.** Gestern fand im Reichsgesundheitsamt eine außerordentliche Sitzung des Reichsgesundheitsrathes statt, zu der sämtliche Bundesstaaten Kommissare entsandt hatten, um einer Demonstration der Siegelchen Entbedungen über die vermittelnden Erreger der Bakterien, der Syphilis und verwandter Krankheiten beizuwohnen. Wie verlautet, sollen bereits mehrere Forscher von dem Gesundheitsamt mit der Nachprüfung der Siegelchen Befunde beauftragt sein.



Künstlerische Photographie. Karl Schipper, 31 Rheinstr. 31. Tel. 9766

Standesamt Blebrich.

Geboren: Am 6. März dem Fuhrmann Martin Karl Heinschel e. T. — 7. dem Goldschmied Johann Philipp Fleischmann e. T. — 7. dem Mechaniker Theodor Faust e. T. — 9. ein unehelicher S. — 10. dem Tagelöhner Philipp Rink e. S. — 11. dem Stadtbautechniker Ernst Wilhelm Kniebe e. T. — 11. dem Stationsassistenten Philipp Hermann Mohr e. S. — 11. dem Fuhrmann Peter Kraft e. S. — 11. dem Zimmermann Georg Pauli e. S. — 12. dem Eisenreder Joh. Adam Dullstein e. S. — 12. dem Lokomotivführer Otto Orbach e. T. — 13. dem Kaufmann Adolf Theodor Haas e. T. — 14. dem Maurer Wilhelm Christian Woll e. S. — 14. dem Tagelöhner Johann Schmidt e. T. — 15. dem Chemiker Dr. Karl Bernhard Elbel e. T.

Aufgeboten: Der Fabrikarbeiter Sebastian Wilhelm Hatten und Anna Maria Gerlach beide hier. — Der Glaser Karl Heinrich Schmidt zu Elville und Marie Magdalene Stord hier. — Der Obermüller August Friedrich Wilhelm Wallwag zu Amöneburg und Anna Ida Henriette Sternberg hier.

Verheiratet: Am 11. März der Kaufmann Karl Wilhelm Hohlhaus und Luise Roth beide hier. — 11. der Gärtnerbesitzer Heinrich Hilgert hier und Emilie Auguste Sturm zu Wiesbaden. — 15. der Tagelöhner Georg Josef Konrad und Johanne Elise Ries beide hier.

Gestorben: Am 13. März: Adam Maul, 1 Jahr alt. — 13. die Ehefrau Magdalene Vieg geb. Schäfer, 28 Jahre alt. — 13. Lide Wilhelmine Hörmann, 5 Monate alt. — 15. Helena Dorothea Hüfcher, 9 Monate alt. — 16. der Tagelöhner Leonhard Adermann, 59 Jahre alt.

Standesamt Dotzheim.

Geboren: Am 1. März dem Kesselschmied Anton Sauer eine Tochter Dina Catharine. — Am 1. März dem Tagelöhner Caspar Braun eine Tochter Christiane. — Am 2. März dem Maurer August Wintermeyer eine Tochter Luise. — Am 4. März dem Schlosser Otto Walter Braun eine Tochter Elsa Josefine Pauline. — Am 4. März dem Schlosser Karl Wilhelm Schmidt eine Tochter Dora Margaretha Anna Elise. — Am 5. März dem Regiermeister Jean Kappeller ein Sohn Carl. — Am 9. März dem Tagelöhner Conrad Beyer ein Sohn Anton Carl. — Am 11. März dem Maurer Philipp Friedrich Koffel eine Tochter Maria Wilhelmine Luise. — Am 12. März dem Tünder Friedrich Wilhelm Bleidner ein Sohn Emil. — Am 13. März dem Maurer Christian Bleidner ein Sohn Christian. — Am 15. März dem Maurer Josef Dornbusch ein Sohn Hermann Friedrich.

Aufgeboten: Am 9. März der Maurer Franz Andreas Schäfer mit Caroline Amalie Voh beide dahier.

Verheiratet: Am 4. März der Maurer August Silbereisen mit Wilhelmine Jödel.

Gestorben: Am 4. März die Witwe Luise Margarete Seifert geb. Holz 57 Jahre alt. — Am 4. März Johann August Sohn des Maurers Christian Bleidner 1 Jahr alt. — Am 4. März der Wegwärter Wilhelm Rörig 48 Jahre alt. — Am 7. März Luise Elise Auguste Frieda Tochter des Landmanns Wilhelm Adolf Wintermeyer 3 Jahre alt. — Am 14. März Lina, Tochter des Portiers Karl Wilh. Schinger 2 Jahre alt. — Am 14. März der Zimmermann Christian Philipp Silbereisen 68 Jahre alt.

Donnerstag, den 23. März 1905, Abends 7 1/2 Uhr, im großen Casinosaal, Friedrichstraße 22:

Grosses Concert

der russischen National-Vocal-Capelle Nadnia Slaviansky.

40 Personen in altrussischen Kostümen des XVI. und XVII. Jahrhunderts, unter Mitwirkung des grossrussischen Balalaika-Orchesters.

Leitung: Nad. Slaviansky. Eintrittskarten: I. numerierter Sitz 3 Mk., II. numerierter Sitz 2 Mk., numerierte Plätze 1 Mk., sind vorher in der Hofmusikalienhandlung von Heinrich Wolff, Wilhelmstraße 12, und Abends an der Kasse zu haben. 7081

Nassauischer Kunstverein.

Führung des Herrn Dr. W. Waldschmidt durch die 7283

Wörishoffer'sche Sammlung

Mittwoch, den 22. März, Nachmittags 4 Uhr Deiters'sche Kunstsäle, Luisenstrasse 9.

Gardinen

englisch Tüll.
Spachtel.
Vitrages.

Große Auswahl.

J. Hertz,

Billige Preise.

20 Langgasse 20.

6672

NB. Vorjährige und Einzelfenster sind im Preis bedeutend ermässigt.

Der Landwirth.

Wochenbeilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“

Nr. 11.

Wiesbaden, den 22. März 1906.

XX. Jahrgang.

Das Saatgut.

Von S. Melzer.

Auf das Saatgut wird im allgemeinen von den kleineren Besitzern noch viel zu wenig Gewicht gelegt, bei der Thierzucht wählt man schon lange nur die besten Exemplare zur Weiterzucht und führt über die Voreltern der Jagdhunde sogar ein Stammbuch, selbst die berühmten Hundezüchter thun dies; aber bei dem Getreidebau berücksichtigt man noch lange nicht genug, daß die Gesetze der Vererbung auch in der Pflanzenwelt ihre Gültigkeit haben. Wohl pflegt jeder Landwirth auf den Wechsel des Saatgutes Gewicht zu legen, aber damit glauben auch viele ihre Schuldigkeit gethan zu haben. So einfach ist denn aber die Sache doch nicht, zu einem vollkommenen Saatgut gehört mehr! Um aber ein solches Saatgut kennzeichnen zu können, wollen wir uns ein Saatgut, meinetwegen ein Roggenkorn, genau ansehen.

So ein Samenfort besteht aus drei Haupttheilen, nämlich aus dem Keimling, dem Nährlörper und der Schale. Die Schale, welche der Müller abmahlt, bildet für jedes Korn das Kleid, und sie schützt und wärmt dasselbe, wie uns im Winter ein Mantel oder ein Pelz. An der Unterseite der Schale sitzt eine Keimhülle, welche aus Eiweiß besteht. Da sich aber das Eiweiß im Körper des Menschen u. der Thier in Blut, Fleisch u. Knochen verwandelt und auch dem Keimling einen Theil seiner Nahrung gibt, so ist diese Eiweißschicht von der größten Wichtigkeit. Unter dieser Schicht liegt der Nährlörper, welcher aus Stärkemehl besteht, und dieses bietet dem Keimling die erste Nahrung, ist also für denselben ebenso von Bedeutung, wie für junge Menschenkinder und Thiere die Muttermilch.

Ganz in der Mitte des Kornes, also rings umgeben von Stärke, Eiweiß und Fett, findet sich der Keimling, der sich zur Pflanze entwickeln soll. Nach den vorstehenden Auseinandersetzungen kann man sich an den fünf Fingern abzählen, daß, je größer und schwerer ein Samenfort ist, desto mehr Nährstoffe — Stärke, Eiweiß und Fett — es für den Keimling enthalten muß. Je mehr Nährstoffe diesem aber zur Verfügung stehen, desto schneller und besser kann er sich zu einer herrlichen Pflanze entwickeln. Wollen wir daher die Vorbedingung zu einer reichen Ernte schaffen, so müssen wir stets große, schwere und gleichmäßige Samenforter aussäen.

Daß dies nicht bloßes Gerede von mir ist, sondern auf Wahrheit beruht, haben unsere Gelehrten durch ganz genaue Untersuchungen festgestellt. Professor Wollny erntete z. B. von 100 taublosen Körnern Winterroggen 867 Gr. Körner und 1510 Gr. Stroh, von 100 vertheilten Körnern 680 Gr. Körner und 1148 Gr. Stroh. Herr Gutsbesitzer Hahn in Haggdorf theilte durch Siebe Saatweizen der Größe der Körner nach in drei Sorten, von denen A 91 Pfd., B 82 Pfd. und C 73 Pfd. pro Scheffel wog. Der Körnerertrag des ausgesäeten Scheffels von A übertraf den von B um 137 Pfd., den von C sogar um 180 Pfd. Solche Thatfachen geben doch wohl Veranlassung zum Nachdenken! Nach dem Gehörten können wir daher das unwiderlegliche Gesetz aufstellen: Je sorgfältiger und gewissenhafter das Saatgut des Landwirthes geachtet, je mehr nur ganz vollkommene Körner zur Verwendung gelangen, desto größer ist die Ertragsfähigkeit der nächsten Ernte.

Es entsteht nun für uns die Frage: „Auf welche Weise erhalten wir ein so musterhaftes Saatgut?“ Alles Getreide, welches Saatgut liefern soll, muß mit dem Siegel gedroschen werden; denn die Maschine zerlegt viele Körner, und daß vertheilte Körner keine ordentliche Pflanze liefern können, haben wir bereits gehört. Das ganze Saatgut wird durch den Treuer gelassen. Diese Maschine schafft allen Unkraut samen, jedes Unkraut und jedes zerfallene Korn heraus, so daß nur gleich große Körner übrig bleiben. Aber nicht nur gleich große, sondern auch gleich schwere Samenforter sollen zur Verwendung kommen, und darum kommt der gereinigte Samen in ein großes Waßschiff. Jetzt gießt man Wasser darauf und fuhrwerk tüchtig in dem Schiff herum. Bald schwimmen alle leichten Körner oben auf, und werden abgeschöpft, und die guten Körner trocknet man schnell und bewahrt sie an einem luftigen Orte auf. Nun hat man gleich großes und gleich schweres Saatgut; aber damit ist noch lange nicht gesagt, daß alle Körner auch eine gleiche Keimkraft besitzen, und deshalb muß man die Keimprobe machen. Zu diesem Zwecke legt man 100 Samenforter in einen feuchten wollenen Lappen und bewahrt diesen an einem warmen Orte auf. Keimen dann von diesen 100 Körnern nur 80, so taugen von jedem Centner seiner Saat nur 80 Pfund, und man weiß sich deshalb bei der Berechnung der Menge des Saatgutes danach zu richten. Auch durch die sogenannte „Feuerprobe“ kann man die Keimfähigkeit des Samens feststellen. Dieselbe besteht darin, daß man die Körner auf glühende Kohlen legt. Diejenigen, welchen keine Keimkraft innewohnt, verkohlen, während alle keimfähigen Körner sich krümmen und fortpringen.

„Gut gebrüllt, Herr Löwe, aber wo sollen wir die Zeit zu einer solchen umständlichen Arbeit hernehmen?“ höre ich sprechen. Ich bin aber der Meinung, daß, wenn man Geld verdienen will, man auch die Zeit dazu haben muß. Ich weiß auch, daß das geschriebene Verfahren Zeit und Arbeit beansprucht; aber ich kenne auch das Sprichwort: „Ohne Fleiß kein Preis.“ Allen Lesern möchte ich rathen, wenigstens einen Centner Saatgut in der beschriebenen Weise herzustellen; wenn sie dann im nächsten Jahre den Unterschied in den Erträgen sehen werden, so bin ich sehr davon überzeugt, daß sie alle Zeit finden werden, das gesammte Saatgut in dieser Weise herzustellen.

„Sollst nichts unbedacht erstreben,
Eh' du handelst, geh' zu Rath!
Was Erfahrung dir gegeben,
Nach' es mit Verstand zur That!“

Die Anlage eines Spargelbeetes.

Von C. Römer.

Der Spargel ist seit einer Reihe von Jahren ein so gesuchtes und populäres Gemüse geworden, daß wohl jeder Gartenbesitzer den berechtigten Wunsch hegt, in dem ihm zur Verfügung stehenden Gemüsegarten dieses gesunde und kräftigende Gemüse, das zudem noch zu einer Jahreszeit erscheint, in welcher es noch

wenig frisches und schmackhaftes Gemüse gibt, zu kultiviren. Einige kurze Winke und Fingerzeige zur Anlage und erfolgreichen Bewirtschaftung eines Spargelbeetes dürften daher den meisten unserer verehrl. Leser willkommen sein.

Was zunächst den Boden anbelangt, so ist der Spargel in dieser Beziehung nicht wählerisch, und es wäre falsch, wenn man glauben wollte, daß schwerer nährhafter Boden die erste Grundbedingung für das Gedeihen des Spargels wäre. Ja, der Boden braucht von vornherein nicht einmal unbedingt nährhaft zu sein, kann vielmehr durch Untergraben von bereits verrottetem Dünger rasch für seinen Zweck geeignet gemacht werden, da dem Spargelpflanzen ohnehin durch die alljährlich zu wiederholende Düngung ein großer Theil der nöthigen Nahrung zugeführt wird. Doch soll das zu bebauende Land sonnig und unter keinen Umständen durch Bäume oder hohe Sträucher beschattet sein; ebenso darf es nicht durch Grundwasser zu leiden haben, denn eine solche Lage würde für Spargelbau die ungünstigste sein. Ein lockerer, etwas sandiger und poröser Boden, der frei von Wurzeln, Steinen, Scherben und sonstigen Dingen ist, sagt der Spargelpflanze im allgemeinen am besten zu.

Ist man in der Lage, den Boden vorher auf 50–70 Ctm. zu rigolen, so ist dies für den späteren Ertrag der Pflanzung von unberechenbarem Nutzen. Ist der Boden bündig und wenig durchlässig, so kann man bei dieser Gelegenheit auf den Grund der durch das Rigolen ausgeworfenen Gräben eine Schicht Reisig, Knäuel oder andere durchlässige Stoffe bringen, welche einen guten Abfluß des Wassers sichern. Ist dagegen der Boden schwer und lehmig, so kann man ihm durch Zufuhr von Beimenen von scharfem Sand die nöthige Lockerheit verleihen. Das so vorbereitete Land wird hierauf in Reihen, die 1,33 Meter von einander entfernt sind, eingetheilt und in diesen Reihen von Meter zu Meter der Standpunkt der einzelnen Pflanzen durch Einstecken von Stäbchen oder Pfählen markirt. Sofern es möglich ist, gibt man hierbei den Reihen am besten die Richtung von Norden nach Süden.

Die beste Zeit zur Anlage einer Spargelpflanzung ist das Frühjahr, da in diesem Falle die Pflanzen Zeit zur Bewurzelung und Kräftigung haben und dann erstarkt in den Winter tretend die Unbilden desselben leichter überwinden können. Hingegen kann die Herbstpflanzung aus Rücksicht auf den Winterertrag, wenn es sich darum handelt, bei der Frühjahrspflanzung ausgebliebene oder zu Grunde gegangene Pflanzen zu ersetzen.

Die Auswahl der Pflanzen ist für eine erfolgreiche Kultur von nicht minder großem Belange, denn nicht jede Spargelpflanze ist so beschaffen, daß sie in jedem Falle den gewünschten Erfolg liefern könnte. Am vorteilhaftesten benutze man nur einjährige Pflanzen, denn die Ansicht, daß zwei- und dreijährige Pflanzen einen dementsprechend früheren Ertrag bringen, ist eine vollständig irrige, während wir andererseits in einjährigen Pflanzen eine Gewähr für deren rasche Ausbreitung und kräftige Entwicklung besitzen. Dabei sollen die Pflanzen kräftig sein und 2–6 gesunde, gut entwickelte Wurzeln oder Keime haben; die Wurzeln sollen ebenfalls gut entwickelt, fleischig, gleichmäßig dick und mit nicht zu vielen Seitenwurzeln versehen sein. Vereinzelt zusammengegrupperte oder verrottete Wurzeln kann man gänzlich abkneifen, Pflänzlinge mit zerquetschten oder beschädigten Wurzeln wirft man jedoch besser weg, man erspart sich dadurch die Arbeit des Nachpflanzens.

Das Pflanzen selbst wird am besten in nachstehender Weise vorgenommen: Rund um die in die Reihen eingesteckten Pfähle werden mit dem Spaten etwa 20 Ctm. tiefe und 40 Ctm. im Durchmesser haltende Pfanzlöcher ausgegraben, und der Grund derselben mit dem Spaten noch etwas geleert. Nachdem wird auf der Sohle des Pfanzloches aus lockerer, gesiebter Kompost- oder Düngererde ein ungefähr 8–10 Ctm. hoher Hügel aufgeführt, auf dessen Spitze man die Spargelpflanze in eine kleine Vertiefung setzt. Dabei ist hauptsächlich darauf zu sehen, daß die Wurzeln des Sprosses sich nach allen Seiten hin glatt auf den Wänden des kleinen Hügels ausbreiten und so schon von vornherein gezwungen werden, ihre Nahrung von allen Seiten herbeizuziehen. Hierauf bedeckt man die Pflanze 2 Ctm. hoch mit lockerer Erde, streut noch einige Hände voll von gut verrottetem Kompost um die Wurzeln und deckt diese dann noch 3–4 Ctm. hoch mit Erde ein, so daß die Pflanze genügend mit Erde umgeben ist. Die vorher eingesteckten Pfähle bleiben zur Kennzeichnung der Pflanzstelle stehen und dienen später als Stütze für die emporstehenden jungen Stängel.

Ist die Pflanzung auf dem Beete zu Ende geführt, so hat man zunächst weiter nichts zu thun als öfters zu hacken, wobei jedoch eine Verletzung der Pflanzen peinlich zu vermeiden ist, die Oberfläche des Bodens dabei aufzulockern und gleichzeitig das die jungen Pflanzen in ihrer Entwicklung hemmende Unkraut zu beseitigen. Bei anhaltender Trockenheit, besonders in den ersten Monaten nach der Pflanzung, ist ein zeitweiliges Begießen des Beetes zu empfehlen; mitunter kann hierzu entsprechend verdünnte Jauche verwendet werden, was für das Gedeihen der Pflanzen nur vorteilhaft ist, jedoch nur bei Regenwetter geschehen darf.

Werden die Beete nach diesen Gesichtspunkten behandelt, so wird die junge Pflanzung schon im ersten Sommer prächtig gedeihen und Stengel von 0,80–1 Meter Höhe treiben, die dann an die Pfähle angebunden werden. Im Herbst, zu welcher Zeit für die Spargelpflanzen eine Ruhe im Wachsthum eintritt, wird an einem trockenen Tage das Spargelkraut 15–20 Ctm. über dem Boden abgeschnitten und zu einer Düngung der Pflanzen geschritten, die am besten als Kopfdüngung gegeben wird. Zu diesem Zwecke wird mit einer kleinen Hacke die Erde um die Pflanzen herum möglichst vorsichtig bis auf die Wurzeln entfernt, auf jede Pflanze eine Schaufel gut verrotteten Düngers oder in dessen Ermangelung Rindermistes gebracht und dann mit der Erde wieder eingedeckt, worauf das ganze Beet flach umgegraben wird, um den Winter über so liegen zu bleiben.

Mit dieser Arbeit schließt das erste Jahr der Spargelpflanzung ab.

Landwirthschaft.

Weizenfelder, welche sehr von Krähen heimge sucht werden, sind von diesen dadurch frei zu halten, daß man eine todtte Krähe in der Weise an einer hohen Stange aufhängt, daß sie vom Wind hin- und herbewegt werden kann.

Ein sehr lästiges Unkraut für Roggen- und Weizenfelder ist die Aletrespe, die hauptsächlich in nassen Jahrgängen hier sich einnistet. Zur Bekämpfung dieses Unkrautes hat man in erster Linie auf gutes, treisperees Saatgut zu halten. Recht frühes Umpflügen und eine ganz intensive Bodenbearbeitung ist von großer Wichtigkeit. Die Trese liebt sehr die Nässe und ist unempfindlich gegen das Anfaulen im Winter durch stehendes Wasser, weshalb sie sich im nächsten Frühjahr in den stark reduzierten Saatgut um so üppiger entwickelt. Dieser Umstand hat Veranlassung gegeben, zu glauben, daß sich die Roggenpflanzen in Tresepflanzen verwandelt haben.

Bei Benützung der mehrjährigen Pflanze ist man in der Lage, den festen oder verunkrauteten Boden im Frühjahr nochmals zu pflügen, wozu man mit dem einfachen Pfluge weniger leicht kommt, und außerdem thun sie die besten Dienste bei Behandlung des Stoppelfeldes.

Wenn zu viel stehende Saatgut durch Eggen usw. verdünnt werden müssen, so nehme man diese Arbeit nur bei trockenem Wetter und trockenem Boden vor. Bei feuchtem Wetter oder auf nassem Boden werden durch Eggen leicht zu viele Pflanzen ausgerissen und das Feld durch die Jagdhire stark beschädigt.

Die Vertheilung des Kunstdüngers über das Grundstück muß eine möglichst gleichmäßige sein, was man bei kleineren Mengen am besten dadurch erreicht, daß man sie vor dem Ausstreuen mit Erde vermischt.

Zur Wiesenpflege. Jetzt ist die beste Zeit, die Wiesen zu reinigen, die Mähwurfschaufen auseinander zu werfen, sowie moosige Wiesen aufzuheben, Arbeiten, die richtig vorgenommen, reichliche Erträge bringen.



* Frankfurt a. M. Fruchtpreise, mitgetheilt von der Preisnotirungsbörse der Landwirtschaftskammer am Fruchtmarkt zu Frankfurt a. M., 20. März. Per 100 Kilo gute marktfähige Waare, je nach Qual., loco Frankfurt a. M. Weizen, hies., M. 18.40 bis 18.50 2^{te} 2^{te}, Roggen, hies., M. 14.40 bis 14.50 2^{te} 2^{te}, Gerste, hies. u. Pfälzer, M. 18.— bis 18.25 2^{te} 2^{te}, Winterweizen, M. 17.50 bis 17.75 2^{te} 2^{te}, Hafer, hies., M. 15.— bis 15.50 3^{te} 4^{te}, Raps, hies., M. —.— bis —.— 0^{te} 1^{te}, Mais M. 13.25 bis —.— 2^{te} 4^{te}, Weizen, Paplatz M. 12.10 bis 12.25 2^{te} 4^{te}.

* Der Umlauf auf dem Frankfurter Fruchtmarkt wird durch folgende Abkürzungen bezeichnet: 1^{te} gehaltlos, 2^{te} klein, 3^{te} mittel, 4^{te} groß. Die Stimmung auf dem Frankfurter Fruchtmarkt wird durch folgende Abkürzungen bezeichnet: 1^{te} fest, 2^{te} ausweichend, 3^{te} stetig, 4^{te} fest, 5^{te} sehr fest.

Heute u. Strohmarkt, Frankfurt, 17. März. (Auss. Notierung.) Heu M. 3.20 bis 3.50. — Stroh 2.10 bis 2.30 per Zentner. * Dieg, 17. März. Weizen M. 19.00 bis 19.12, weißer M. —.— bis —.—. Roggen M. 14.40 bis 14.53, Gerste M. —.— bis —.—, Hafer M. 13.20 bis —.—.

* Mannheim, 20. März. Auktuelle Notierung der dortigen Börse (eigene Depesche). Weizen, 18.70 bis —.—. Roggen, 14.70 bis —.—. Gerste, neu 17.25 bis 18.00 Hafer, alter, 15.00 bis 15.50. Raps 24.25 bis —.—. Mais 12.40 bis —.—.

* Frankfurt, 20. März. Der heutige Viehmarkt war mit 495 Ochsen, 60 Bullen, 766 Kühen, 11 Kindern, 28 Stieren, 218 Schafen u. Hammeln, 1484 Schweinen, 0 Ziegen, 0 Ziegenlamm, und — Schafälmmern besetzt.

Schlachten: a. vollfleischig, ausgewählte höchsten Schlachtwerthes bis zu 6 Jahren 70–72 M., b. junge, fleischig, nicht ausgewählte und ältere ausgewählte 65–67 M., c. mäßig genährte junge, gut genährte ältere 60–63 M., d. gering genährte je d. Alters 60–60 M. Bullen: a. vollfleischig höchsten Schlachtwerthes 59–61 M., b. mäßig genährte jüngere und gut genährte ältere 55–57 M., c. gering genährte 60–60 M. Kühe u. Färsen (Stiere u. Kinder): a. höchsten Schlachtwerthes 64–66 M., b. vollfleischig, ausgewählte Kühe höchsten Schlachtwerthes bis zu 7 Jahren 58–60 M., c. ältere ausgewählte Kühe und weniger gut entwickelte jüngere Kühe u. Färsen (Stiere u. Kinder) 47–49 M., d. mäßig genährte Kühe u. Färsen (Stiere u. Kinder) 37–39 M., e. gering genährte Kühe u. Färsen (Stiere u. Kinder) 60–60 M. Rinder: a. feinste Rasse (Boll-Rasse) u. beste Sauglähner (Schlachtgewicht) 80–82 Pfd., (Lebendgewicht) 48–50 M., b. mittlere Rasse u. gute Sauglähner (Schlachtgewicht) 73 bis 76 M., (Lebendgewicht) 44–45 M., c. geringe Sauglähner (Schlachtgewicht) 65–60 M., (Lebendgewicht) —.— M., d. ältere gering genährte Kühe (Fresser) —.— M., e. Schafe: a. Mastlamm und jüngere Mastlamm (Schlachtgewicht) 73 bis 74 Pfd., (Lebendgewicht) —.— M., b. ältere Mastlamm (Schlachtgewicht) 64–66 M., (Lebendgewicht) —.— M., c. mäßig genährte Mastlamm und Schafe (Mergelschafe) (Schlachtgewicht) 60–60 M., (Lebendgewicht) —.— M., d. Schweine: a. vollfleischig der feineren Rassen und deren Kreuzung, im Alter bis zu 1 1/2 Jahren (Schlachtgewicht) 65–66 Pfd., (Lebendgewicht) 62.50, b. fleischig (Schlachtgewicht) 64, (Lebendgewicht) 51.—, c. gering entwickelte sowie Sauen und Eber 58–60, d. ausländ. Schweine (unter Angabe der Herkunft) 60–60 M. Die Preisnotirungs-Commission.

Malztropon
schafft
LEBENSKRAFT

Erhältlich in Apoth. u. Droge. à M. L., M. 2.40, M. 4.50.



Nr. 69.

Mittwoch, den 22. März 1905.

20. Jahrgang

Der Hochzeitstag.

Roman von H. Palmé-Payen.

Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Asta lenkte sofort ein, auch weil ihr die Frage sehr gelegen kam. Der Baron sollte, mußte durchaus über ihre Beziehung zu seiner Braut orientiert werden. Da sie bestrebt gewesen war, seit Maria's Tode ihre Verbindung mit ihm durch einen Briefwechsel zu erhalten, demnach über sein Thun und Treiben, bis zu seiner sie niederschmetternden Verlobung gut unterrichtet war, so konnte sie sich willkommener Weise kurz fassen. Zuerst sprach sie von der bitteren Enttäuschung, die „der liebe Baron“ ihr und ihren Bekannten, welche sich ja in Gardone mit ihr diesen Frühling eine Zusammenkunft hätten geben wollen, durch seine plötzliche Abreise bereitet habe. Die bald darauf eintreffende unerwartete Verlobungsanzeige habe die Erklärung dafür gegeben. Danach sei sie krank, sehr krank geworden, so nervös, daß sie sich habe gänzlich zurückziehen müssen. Hier in C. sei es etwas besser geworden. Sie habe sich endlich auch auf ihren hier in der Nähe weilenden Freund besonnen, ihn aber nicht mit Brief und Bitte um Begrüßung belästigen wollen. Solch ein Krankenbesuch sei langweilig, ein glücklicher Bräutigam habe besseres zu thun, als Heilanstalten aufzusuchen. Freilich habe ihr ein Wiedersehen mit ihm stets als eine ungemein hohe Freude vorgeschwebt.

Die in Italien gemeinsam mit ihm verlebte Zeit mit all den mannigfachen, zuletzt so schmerzlichen Erlebnissen, die doch erst eigentlich ihren Freundschaftsbund zusammengeknüttelt, hielte ja für's ganze Leben ihre Interessen für seine ferneren Geschicke aufrecht. Da sei sie plötzlich von der kleinen Oberförstersfrau hier aufgespürt, einer Freundin der jungen Braut, „wie die Leute“ ihr erzählt und die Erbschaftsfrage um die beiden kleinen amerikanischen Nissen habe ihr den Weg zu dem Herrn Justizrath von Belendorf gezeigt. Daß der nun gerade der Onkel seiner Braut sei, wie „die Leute sagten“, — sonst hätte sie es ja nicht gewußt — sei doch ein wunderbares Zusammentreffen. Eigentlich habe sie erwartet, — oder vielmehr „gehofft“, in dessen Hause die Braut kennen zu lernen, den dort häufig gesehenen Gast des Herrn Rathes, aber die amtliche Sache sei schneller als sie gedacht und brieflich zu erledigen gewesen und die Hochzeit der Verlobung so unvermuthet bald gefolgt. Leider sobald —, eine längere Bekanntschaft hätte in dem Herzen der Braut gewiß das Vertrauen gezeitigt und wäre es vielleicht gar nicht zu dem traurigen Geschehnisse gekommen! Die junge Frau Oberförster habe ihr zuerst von dem anonymen Briefe erzählt. Dadurch sei sie in eine solche Aufregung gerathen, daß sie von Neuem wieder erkrankt sei. Schade, daß man von dem Briefe nicht hätte reden dürfen und sie dem Baron deshalb in der Sache nicht hätte dienen können. Da plötzlich dieses „Ereignis“ in der Kirche! Dieser Skandal! Sie sei so außer sich über das ihr „unverständliche, unverzeihliche“ Gebahren des Fräulein von Belendorf gewesen, daß sie sich zu der gewünschten Begegnung mit ihr nicht habe verstehen können.

Gleichwohl habe die kleine Oberförsterin nicht nachgelassen, darum zu bitten, und beide Damen seien zu wiederholten Malen bei ihr gewesen, trotz jedesmaligen Verleugnens ihrerseits. An-

stands halber habe sie sich nun erst, ganz kürzlich, zu einem Gegenbesuche aufgerufen. Auf diese einzige Begegnung beschränkte sich bis jetzt ihre ganze Bekanntschaft mit der jungen Dame.

Es klang Alles unschuldig, treu und wahr. Sie hatte sich Ulrich auch wieder gegenübergesetzt und freute sich, im Bewußtsein ihrer Schönheit, der sie hell überschimmernden Sonne. Möchte er sie nur anschauen, sie vertrug eine Rivalität. In der That, Ulrich's äußere Kühle hatte Asta v. Helldhausen über seinen, eben in dieser Stunde heiß brennenden Herzenstummer hinweggetauscht. Ding auch sein Blick spannend an ihrem Antlitz, so sah er in Wirklichkeit doch nichts von dem zärtlichen Schimmer ihrer schönen Augen, nicht das schmerzliche, aber reizende Lächeln ihres Mundes; er sah in der vor sich sitzenden Dame nur diejenige Persönlichkeit, welche von Gisela aufgesucht und selbstverständlich noch von ihr über seine Vergangenheit befragt worden war. So war denn seine Braut schon belehrt und vielleicht jetzt voll tiefster Reue und deshalb unruhig, unsät und unglücklich, ohne dies dem Onkel eingestehen zu mögen! Es lebte in ihm etwas auf, das ihn freier athmen und seine düsteren Augen heller blitzen ließ. Aus diesem Gedankengang heraus fragte er Asta v. Helldhausen, ohne verhindern zu können, daß ihm eine tiefe Röth ins Gesicht stieg: „Und Sie benutzten diese Begegnung, um Fräulein v. Belendorf aufzuklären und zu beruhigen, gnädige Frau?“ Asta zuckte die Achseln mit einem vielfagenden Blicke: „Bei so tief eingewurzelter Mißtrauen ist nicht viel zu erreichen, lieber Freund. Ich muß Ihnen offen gestehen, Ihre einstige Braut“ sie betonte das Wort, „hat meine Sympathie ganz und gar verschert. Statt sich schnell und bereitwillig überzeugen zu lassen, bleibt ihr argwöhnischer Geist kleinlich an nebensächlichen, Sie, lieber Freund verdächtigen Dingen hängen und“, es trat scheinbar widerstrebend über ihre Lippen, „und auch von Maria's Tode sprach sie, und darüber, über dieses Engels Schicksal“ — es trat ein lauernder, geheimnißvoller Ausdruck in ihr Gesicht, als sie das sagte und den Baron dabei eigenthümlich prüfend ansah — „darüber durfte, wollte ich nicht sprechen.“

Das war zuviel. Ulrich sprang auf. Die Fassung ging ihm verloren.

„Wollen Sie damit sagen, gnädige Frau, daß Gisela — daß Gisela auch Ihnen, Ihrer Zeugenschaft nicht hat glauben wollen?“

„Es muß wohl so sein, denn Sie bestrebt sich scheinbar, mich zu überzeugen, statt sich von mir überzeugen zu lassen und will mir, einzig wohl deshalb, den anonymen Schmähbrief bringen. Wollen sehen, was aus dem Wisch zu machen ist. Ich glaube, wir haben den Verläumder in Italien zu suchen, lieber Baron“ lenkte sie ab.

Und immer berebter werdend, denn endlich, endlich nach qualvollüberstandener Stunde war alles gesagt und erklärt, was sie sich in langen, schlaflosen Nächten künstlich zurechtgelegt, fuhr sie fort:

„Meinen Kopf habe ich zerbrochen, um den Feigling heraus zu finden und dabei auch Jemandes gedacht, den Sie gewiß längst

vergessen haben, nämlich ihres Dieners Frederico. Er ist von Geburt ein Deutscher. Wenn auch durch den jahrelangen Aufenthalt im Süden ganz italienisiert, so hat er seine Beziehungen zur Heimath doch aufrecht erhalten, auch einen Briefwechsel mit Bekannten daselbst, wie ich bemerkt. Der Mensch war schlau, hinterlistig rachsüchtig. Daß Sie ihn wegen verschiedener Diebereien aus dem Dienst gejagt, mag er Ihnen nimmer vergessen haben. Er war es auch, der damals — bei Maria's Tode —

Sie stockte plötzlich und wiederum breitete sich jener mystische Ausdruck von vorhin über ihr Angesicht. Wollte sie den Baron zu irgend welcher darauf bezüglicher Aussprache anregen? Es schien fast so. Mit tief eindringendem Blick suchte sie sein Auge, als habe sie selbst etwas zu verrathen.

Ulrich v. d. Lide sah sie einen Moment wie geistesabwesend an.

„Sphinx — Sphinx“, murmelte er vor sich hin und vor ihm stieg die mondbelegte Wüste auf und gigantenhaft das geheimnißvolle, räthselhafte Antlitz der steinernen Sphinx.

Diese Abirrung der Gedanken zählte nur noch Sekunden, danach tauchte wieder Alsta's Gesicht vor sein leibliches Auge, und gleich einem Echo tönten die jäh abgebrochenen Worte wieder an sein Ohr:

„Und darüber — über dieses Engels Schicksal durste, konnte ich doch nicht sprechen.“

Arme Maria, wollte man ihr abermals die Ruhe im Grabe stören! Das sollte nicht geschehen. Die Verklärte durfte eines sicher sein seines Schweigens.

Alsta nahm wieder das Wort. Da sie ihren Zweck nicht erreicht sah, lenkte sie das Gespräch sofort in's alte Fahrwasser zurück.

„Nun, lieber Freund“, sagte sie, wieder einen unbefangenen, leichten Ton annehmend, „was halten Sie davon? Wäre dem Frederico nicht das Schlimmste zuzutrauen? Und hat er den bezeugten Brief nicht selbst geschrieben, dann vielleicht einer seiner Bekannten in der Heimath, ist das Schreiben doch, wie ich höre, in Dertschland aufgegeben worden.“

„Möglich, ja“, tönte es mechanisch gleichgiltig von Ulrich's Lippen.

Er stand am Fenster und starrte in's Freie hinaus, ganz und gar von den in ihm nachgerufenen Erinnerungen eingenommen. Dann aber plötzlich sich besinnend auf das, was ihn ausschließlich Tage und Wochen beschäftigt, jäh aufstehend wandte er sich um, und rief:

„Um eines Schufes willen ein Lebensglück verloren zu haben, der Gedanke könnte einen ja um den Verstand bringen! Und nicht die Wuth hier drinnen kühlen zu können, welch ein Leben.“

Dienende, die es herzlos vernahm, war bis in die Lippen erbläut. Sie glück in diesem Augenblicke thatsächlich einer Marmorstatue. Ob sie nun ihr Spiel verlor, oder gewann, es blieb sich gleich. Was galt ihr ein todtler Gewinn?

Sie sah, daß der, den sie bis zum Wahnsinn liebte, um den sie schlecht geworden war, litt und weiter liebte, daß er Gisela und seinen Nimmer nie im Leben vergessen würde, daß in ihm niemals ein Gefühl für sie selbst zu erwecken, daß er für sie verloren war.

Der Rath und Gisela standen sich im Gartenzimmer gegenüber. Letztere zum Ausgehen gerüstet, den Felsblumenhut auf dem Kopfe, in einem dunklen Kleide, das sie selten anlegte. Der Rath stand am Schreibtische, mit einem Kouvert in der Hand, in das er eben jetzt ein Papier hineinstecken wollte.

„Ich bin ganz damit einverstanden, daß Du den Brief der Dame vorlegst, meinethwegen auch einen Tag überläßt, dann hätte ich denselben aber gern zurück. Du bist doch nicht zerstreut, mein Kind, Du hörst doch auch zu und verstehst mich?“

„O, ja, Onkel.“

Der Rath sah mit seinem goldenen Kneifer Gisela scharf an.

„Es liegt mir daran, das Papier für — hm, hm — für den Baron v. d. Lide zurück zu erhalten. Es darf auch aus anderen Gründen nicht verloren gehen. Du könntest das der Dame bemerken, denn —“, fuhr er im Scherzton fort, „ihre lieben Frauen nehmen es mit solchen Dingen nicht immer genau.“

„Bei Frau v. Helldhausen wird derartiges nicht zu befürchten sein.“

„Wollen sehen, — hm, hm, — wollen sehen.“

Dann übergab der Rath Gisela das Kouvert.

„Auf Wiedersehen, Onkel“, sagte das junge Mädchen und begab sich auf den Weg.

Das war just zu der Zeit, wo das erregte Zwiegespräch zwischen Alsta und Ulrich in dem Empfangszimmer der Anstalt endete.

Der Nachmittag war bereits vorgerückt und wollte in den Abendübergehen.

Die Umrisse der begrünten Hügel, welche sich in langer Kette am überglühenden Horizont aneinander reihten, hoben sich gegen Westen malerisch vom hellen Hintergrund ab. Ihnen gegenüber erstreckten sich des Waldes schwarzgrüne Linien wie ins Unendliche hinein.

Zwischen diesen beiden Grenzen wand sich die baumgeschmückte Landstraße von der zu beiden Seiten die Felder ausstrahlten, bis zum Waldbesidicht, bis zum Fuße der Hügel. Kleine, friedliche im Grün eingebettete Bauernhäuser und nahe der Stadt das eine und das andere vornehme Landhaus belebten das schöne Naturbild, das sich sogleich lichtvoll vor den Augen ausbreitete, wenn man aus dem schattigen Garten der etwas abseits vom Wege liegenden Anstalt heraustrat.

Gisela wandte sich, ehe sie denselben betrat, noch einmal zurück und schaute umher. Wenn es etwas gab, was sie entzückte, so war es dies dort: blendendes Gewölk am Himmel und ein in Gold und Purpur spielender Sonnenuntergang in freier, weit sich ausdehnender Ebene. Heute aber ward sie inne, daß zur Empfänglichkeit dessen, was die Natur bietet, ein froher Sinn gehört. Gleichzeitig ließ sie den Blick darüber wegweisen und schritt bald weiter, erst durch die Gitterthür des ausgedehnten Gartens, in dem die Sonnenlichter im Laub der Bäume mit einem müde gewordenen Lustigen spielten und schon fortzuschwenken drohten, dann den vielgewundenen, weiterhin zum Portal führenden, mit Blumenrabatten geschmückten Weg entlang. Von dem Duft der Blumen, von dem lieblichen Farbenpiel ringsum nahm sie nichts wahr. Ihre Phantasie beschäftigte sich ausschließlich mit derjenigen, welche sie gleich gegenüberstehen, mit der sie nochmals — heute aber einem festen Vorsatz gemäß zum letztenmale — den Nimmer ihrer Seele besprechen würde. An dem winzigen Gewicht des Briefes, den sie bei sich hatte, trug sie wie an einer Last, und je näher der Augenblick der gesuchten und doch fast gefürchteten Begegnung mit Alsta heranrückte, desto mehr verlangsamten sich ihre Schritte.

Alsta v. Helldhausen hatte in ihrer Sprechart etwas Berlehenendes! Wie konnte Irma sie milde und versöhnlich nennen. Das war sie doch eigentlich gar nicht! Im Grunde beurtheilte diese Frau Ulrich recht streng, es klang nur alles so sanft, weil sie dem scharfen Sinn so weiche Worte ließ und doch milden Klang in ihre Stimme legte, dabei auch so schön ausfiel.

Dies war ihr im Rückerrinnern klar geworden und mehr noch etwas, was sie an sich nicht fassen, nicht zu denken vermochte; daß Alsta nämlich fähig war, zu lieben, und zugleich zu verachten. Wie war das möglich! Sie wußte nur, daß der, dessen Gestalt und Antlitz vor ihrem inneren Auge nicht mehr weichen wollte und oftmals wie eine Erscheinung in Fleisch und Blut vor sie hintrat, daß der — träumte oder wachte sie, war das Ulrich, der dort am Hause in's Portal hineinsprach und nun sich umwandte und den Weg daher und auf sie zum.

Sie vermeinte wie in einem Feuer zu stehen, als von fern her sein Blick sie traf, in einem Feuer, dessen heiße Flammen ihr ins Angesicht schlugen, das ihr die Augen blendete, verschleierte, so daß sie alles wie in einem rothen wallenden Nebel sah, alles, auch die daher schreitende Männergestalt. Oder täuschte sie sich in ihrer Verwirrung: War er's doch nicht? War jener ihm zwar ähnelnde, jedoch viel bagerer Mann ein Fremder? „Nein, nein“, rief es in ihr, „kein Fremder, — Ulrich ist es!“

Sie griff in dem sie anwandelnden Schreck in die Zweige eines Gesträuches hinein, als bedürfte sie eines äußeren Haltes, denn nun war der Kommende ihr so nahe, daß er sie erkennen mußte.

Ulrich mähtigte plötzlich den Schritt, begann sich dann eines anderen, strebte rascher wieder vorwärts und griff schon zum Gute, um mit einem förmlichen Gruß an der Erschrockenen vorbei zu gehen, als er von neuem in seinen Entschlüssen wankend wurde. Das Gesicht dort mit den verbläuten, zitternden Lippen, mit dem unbefehrblichen etwas im Blick jammerte ihn. Solch eine Gisela, wie sie dort stand, im dunklen Gewande, bloß, haltlos und fassungslos, kannte er bisher nicht. Ueber die einstige Gisela hatte ja das Füllhorn des Glücks eine solche Lebensfrische und Lebensfreude ausgegossen, so viel selbststrotzende Zuversicht, so viel Beschwingtheit im Denken, Fühlen und Bewegen, daß dieser plötzlich sichtbare Wandel nicht faßbar war, dem Auge und Herzen weh thun mußte, so weh, daß davor das eigene Leid momentan zurücktrat.

(Fortsetzung folgt.)

Denkspruch.

Erst lodrende Flammen,
Die zum Himmel gesprüht —
Viel laufend Funken,
Die geblüht und geglüht. —
Dann flackernd Ersterben,
So matt — so müd! ...
— Ein Häuflein Asche,
Das Ende vom Lied!

M. v. Massow.



Der alte Major.

Novellette von B. Rittweger.

(Nachdruck verboten.)

Er ist eigentlich noch gar nicht alt, der Major a. D. Sommer. Ein Mann in den besten Jahren, der nur durch sein Junggesellentum und durch seinen steifen linken Arm, den er einem schlimmen Gelenkbruch verdankt, zu dem Beiwort gekommen ist. Abgesehen von diesem Arm, der ihn genötigt hat, seinen Abschied zu nehmen, ist er ein ganz gesunder, stattlicher Mann mit frischen Farben, hellen Augen und vollem, nur leicht angegrauten Haar und Bart. Ein bißchen wunderlich ist er ja natürlich, wie man es häufig bei älteren Junggesellen findet, die nie nötig gehabt haben, sich in ihren vier Pfählen nach anderen Menschen zu richten. Nach seinem Abschied ist er aus der kleinen Garnison in die Reichshauptstadt übergesiedelt, um sich kriegswissenschaftlichen Studien hinzugeben. In der Großstadt hofft er auch am ungestörtesten leben zu können. Und danach sehnt er sich. Der gesellschaftliche Zwang innerhalb seines Kreises ist ihm eine Last gewesen, und er hat sich ihm so viel als möglich zu entziehen gesucht. Sein treuer Bursche Friedrich hat ihn nach Berlin begleitet. Er liebt seinen Herrn aufrichtig und ist gleich ihm der Meinung, daß Frauensleute nur dazu gut seien, zu kochen, zu waschen und zu fliden, daß man sie im übrigen aber entbehren könne. Der Friedrich hat das Heiraten bereits ebenso verschworen, wie sein Herr. Er hat's ja so gut, bekommt reichlich Lohn und Kost, und über zuviel Arbeit kann er sich nicht beklagen. Nur, daß er eben immer zur Hand sein muß, da der steife Arm seinen Herrn hilfsbedürftig macht. Der alte Major, wie er bald im ganzen Haus und in der Nachbarschaft heißt, hätte seinen Mitteln nach die eleganteste Etage für sich allein bewohnen können, aber er fürchtete die Unbequemlichkeit. Das hätte ja womöglich eine Hanshälterin bedingt — brrr — mit so etwas wollte er sich nicht einlassen. Er mietete also zwei möblierte Zimmer und ein Stübchen für seinen Burschen bei einer verwitweten Frau Landmesser Hellermann, und er hatte keine Ursache, es zu bereuen. Die Zimmer sind geräumig, hell, sonnig, die Inhaberin der Wohnung, eine noch jugendliche Frau, sorgt in aller Stille für peinlichste Ordnung und Sauberkeit und behelligte ihn niemals mit ihrer Gegenwart. Er sieht seine Wirtin nur an jedem Ersten, wenn er ihr seine Rechnung bezahlt. Mittags holt Friedrich das Essen aus einem nahegelegenen Restaurant; morgens kocht er seinem Herrn den Tee, nachmittags den Kaffee, und für das kalte Abendbrot sorgt Frau Hellermann. Ein Töchterchen besitzt die Witwe, ein hübsches zartes Dingelchen von acht Jahren. Neugierig schaut es den alten Major an, wenn es ihm auf der Treppe begegnet. In der Regel, wenn sie nachmittags, aus der Schule kommend, heraufsteht, verläßt der Major das Haus, um seinen täglichen Spaziergang anzutreten. Dann macht die Kleine einen zierlichen Knix, und der Major brummt „Tag“.

Lange Zeit beschränkt sich der Verkehr der beiden auf diese Begegnungen. Der Major macht sich nichts aus Kindern, aber auch gar nichts. „Unnützes Kroppzeug“, so nennt er sie. Er hat niemals Geschwister besessen, ist, früh verwaist, ohne Familienbeziehungen alt geworden, und es fehlt ihm nun jegliches Verständnis für alles, was damit zusammenhängt. Seine Kompanie ist seine Familie gewesen, später sein Bataillon, und nun, da er diese Familie hat verlassen müssen, gibt's keine mehr für ihn.

Sonderbar ist's aber, wenn ihm 'mal die kleine Kanne nicht auf der Treppe begegnet, dann zögert er unwillkürlich ein Weilschen. Es fehlt ihm etwas, wenn er den leichten Schritt nicht hört, wenn das blonde, zierliche Geschöpfchen nicht knixend an ihm vorüberhuscht. Na ja, das macht eben die Gewohnheit.

Dann kommt eine Zeit, wo das Kind nicht mehr so

leichtfüßig herausschneit. Langsam schleicht es nach oben, und das Knixchen sieht ordentlich mühselig aus. Was das Ding nur hat? Er muß am nächsten Ersten 'mal mit „ihr“ sprechen. „Sie“, so bezeichnet er seine Wirtin dem Friedrich gegenüber. Es ist ihm zu langstielig, „Frau Landmesser“ oder „Frau Hellermann“ zu sagen. Der Bursche, als treuer Diener, gebraucht natürlich dieselbe Bezeichnung. Ehe der Erste herankommt, wird dem Major schon die Aufklärung. „Sie heult“, so rapportiert eines Morgens Friedrich, nachdem er das Weißbrot aus der Küche geholt hat.

„So, sie heult. Warum denn?“

„Sophie — das ist das Aufwartemädchen — Sophie sagt, das Wurm ist krank.“

„Die Kanne?“

„Die Kanne.“

„Was fehlt ihr denn?“

„Sie hat 'n Husten.“

„Na, das ist auch was Rechtes. Wenn so'n Wör 'mal den Husten hat! Die Frauenzimmer sind doch 'ne traurige Anstalt. Immer gleich den Kopf lassen sie hängen. Liegt sie denn im Bett, die Kanne?“

„Ne.“

„Na, also.“

Es ist dem alten Major unangenehm, daß „sie“ heult. Für ein weibliches Wesen ist seine Wirtin im ganzen nicht übel. Immer alles wie am Schnürchen. Und traurig ist's ja, daß sie so verlassen auf der Welt dasteht. Man merkt gar nicht, daß sich ein Mensch um sie bekümmert. Aber zu heulen, weil ein Kind hustet, das ist eben doch zu arg. Er hat als Junge jeden Winter gehustet, vom Oktober bis zum März, und er ist heute noch da. Zimperliches Geschlecht, die Frauenzimmer!

Die kleine Kanne begegnet ihm nun nicht mehr. Es ist ihm ganz unbehaglich, und er kann kaum den Ersten erwarten, wo er sie sehen wird. Denn natürlich, da sie nicht zur Schule geht, wird sie da sein, wenn er seine Rechnung bezahlt.

Sie ist da, die kleine Kanne, zum erstenmal. Und sie lacht den alten Major so freundlich an, daß es ihm ist, als sei das ganze düstere „Berliner Zimmer“ voll Sonnenschein. Zum erstenmal richtet er ein Wort an die Kleine. „Wie geht's? Darfst Du noch nicht heraus?“

„Ne, noch nicht. Der Onkel Doktor tut's nicht. Es ist gräßlich langweilig.“

Der alte Major rafft sich zu der Frage auf: „Es hat doch nichts zu bedeuten, gnädige Frau?“

„Der Arzt meint, der Husten würde sich bei gehöriger Schonung bald verlieren. Aber ich bin doch recht ängstlich — Kanne, hol mir 'mal meine Schürze aus der Schlafstube — ja, Herr Major, sehen Sie, mein Mann ist an der Lungen-schwindsucht gestorben, und da lange ich Tag und Nacht um das Kind. Es gleicht ihm so sehr, und bei jeder Erkältung der Husten und die Müdigkeit. Und alles, was der Arzt verordnet, läßt sich auch nicht befolgen. Recht viel Sonne, sagt er immer. Ja, und dieses Zimmer hat gar keine Sonne und“ — sie unterbricht sich, es fällt ihr ein, daß ihr Mieter die beiden Südzimmer der Wohnung hat. Er könnte es mißverstehen. Sie muß ja dankbar sein, daß sie diesen Mieter gefunden hat. Er zahlt einen höchst anständigen Preis für die Wohnung, mehr, als sie bisher je bekommen hat.

Der Major bemerkt ihre Verwirrung gar nicht. Er macht eben die Entdeckung, daß „sie“ wunderbarlich aussieht, wenn sie errötet, wie in diesem Augenblick. Und das kleine Mädel, die reine Elise, wahrhaftig! Der alte Major ist ordentlich gerührt. „Wissen Sie was, gnädige Frau, die Kanne kann ja viel drüber in meinem Zimmer sein. Da gibt's Sonne genug. Und das Kind stört mich nicht. Sie kann ihr Spielzeug mitbringen.“

„O, Herr Major, wie gütig! Wenn Sie das erlauben! Aber es ist doch zuviel Last für Sie. Die Kanne ist ein unruhiger Geist.“

„Schadet nichts. Ich kann arbeiten — hm — auch wenn es sehr lebhaft um mich herum ist.“

Das ist eine entsetzliche Lüge. Denn schon das Summen einer Fliege stört den Major in seinen Gedankengängen. Aber es wäre doch ein Jammer, wenn das Dingelchen aus Mangel an Sonnenschein zugrunde gehen sollte. Und es sieht wahrhaftig ängstlich blaß und schmalbäutig aus. „Na, dann komm nach dem Essen gleich rüber zu mir, kleines Fräulein.“

Damit verabschiedete er sich.

Nichtig klopf't zur bestimmten Zeit an seine Tür. Auf sein „Herein“ schlüpft Klein-Kanne ins Zimmer, mit einer Puppe und einem Bilderbuch beladen. „Da, set' Dich hin, Kanne.“

Das Kind etabliert sich mit einem Schemel und einem kleinen Tisch eine Spielfläche. Die Sonne scheint freundlich durchs Fenster und spielt auf den goldenen Böckchen der kleinen Elfe. Der alte Major meint, so was Hübsches noch niemals gesehen zu haben. Er muß sich förmlich zwingen, nicht immer hinzuschauen. Er hat sich, seinen menschenfreundlichen Entschluß schon halb bereuend, fest vorgenommen, sich gar nicht weiter um das Kind zu kümmern. Er will heute nachmittag einen Artikel für eine militärische Zeitschrift beenden. Ja, profit!

„Herr Major, darf ich „Du, Onkel“ zu Ihnen sagen, wenn ich Dich was fragen muß?“

So'n verdrehtes Görl! Schon will er sich's verbitten und dem Kind klarmachen, daß „Herr Major“ ganz richtig sei, da stößt Kanne einen kurzen Husten aus, die blauen Bäckchen werden rot, und der Major erschrickt so heftig, daß er sich beeilt, zu versichern: „Sag' nur, wie Du willst, Kanne, mir ist alles recht!“

„Du, Onkel, was ist das?“ Sie deutete auf ein großes Bild.

„Das ist die Schlacht bei Sedan, Kanne. Weißt Du, als wir die Franzosen unterkriegt.“

„Und das?“

„Das ist das Nationaldenkmal auf dem Niederwald, das haben die Deutschen zur Erinnerung an den großen Krieg erbaut. So, nun muß ich aber arbeiten, Kanne.“

Jawohl, arbeiten! Klein-Kannes Witzbegierde ist noch lange nicht befriedigt. Es gibt da noch eine Menge Gegenstände, über die sie Auskunft wünscht. Der alte Major seufzt im stillen. Da hat er sich was Schönes aufgebunden! Tüchtig ansahen müßte man das Kind mit seinen subordinationswidrigen Gefrage, aber dann käme am Ende der Husten wieder. Es geht nicht. Der Friedrich bringt den Nachmittagskaffee, und Mama schickt eine Tasse Milch für Kanne. Zum Kaffee pflegt der Major stets eine Zigarre zu rauchen. Schon hat er die Spitze abgeknipst, da fällt ihm ein, der Rauch könne das Kind zum Husten reizen. Oh, ob er die Kanne nun wieder wegschickt? Aber sie hat sich eben so behaglich mit ihrer Tasse ihm gegenüber gesetzt und ihm beim ersten Schlückchen schelmisch zugerufen: „Profit, Onkel!“

Und die liebe Sonne scheint immer noch so warm ins Zimmer, ordentlich frühlingmäßig — es wäre grausam, die kleine Patientin gerade jetzt zu entfernen. Nein, lieber auf die Zigarre verzichten, so sauer ihm das auch wird. Die kleine plaudert übrigens so possierlich, daß ihm die Entbehrung kaum zum Bewußtsein kommt. Jetzt fragt sie: „Du, Onkel, hast Du ein Lesebuch? Ich kann meines schon ganz auswendig.“

„Ne, Kind, für Dich hab' ich nichts zu lesen.“ Dabei musterte der alte Major unwillkürlich seine Bücherreihe, und sein Blick fällt auf einen alten, unscheinbaren Band, der ganz am Ende steht. Halt, das sind Andersens Märchen. Sie stammen noch aus seinem Elternhaus. Er hat sie von Ort zu Ort mitgeschleppt, das einzige Kinderbuch, welches in seinem Besitz geblieben. Das einzige, aus dem ihm seine Mutter vorgelesen hat. Seine gute Mutter! Wenn sie länger bei ihm geblieben, wenn er nicht unter Fremden groß geworden wäre, dann wäre vielleicht manches anders gekommen, dann hätte er vielleicht ein liebes Weib und — ach was, weg mit solch dummen Gedanken!

„Da, Kanne, das ist ein Märchenbuch.“

„O, aber so kleine Buchstaben. Das geht nicht gut zu lesen für mich. Lies Du mir vor, Onkel.“

Was — er soll Märchen vorlesen? Ein solches Ansinnen! Als ob er weiter nichts zu tun hätte! „Ne, Kanne, das —“ da tönte wieder der fatale Husten. Er darf sie entschieden nicht reizen. Seufzend schlägt er das Buch auf und liest dem aufhorchenden Kind das Märchen vom „stänthastigen Binn-soldaten“ vor vom Anfang bis zu Ende. Dabei vergeht die Zeit. Die Arbeit ist unbeendet geblieben und die Stunde des täglichen Spazierganges ist gekommen. Der alte Major verabschiedet die kleine. „Bin ich brav gewesen, Onkel?“ Na, das Görl hat schöne Begriffe! Hat geschwätzt wie 'ne Elster, hat ihn verhinbert, seine Arbeit zu vollenden, hat verlangt, daß er Märchen vorliest, und nun soll er auch noch versichern, das sei brav gewesen! Aber da steht das Ding vor ihm, das Köpfchen etwas zur Seite geneigt, die großen blauen Augen vertrauensvoll zu ihm aufgeschlagen.

„Sehr brav, Kanne, sehr brav!“

„Und morgen früh, wenn die Sonne scheint, darf ich wiederkommen?“

„Natürlich, Kanne, das versteht sich.“

„Und dann liest Du mir wieder aus dem Buch vor?“

„Du, wenn's jezt muß.“

„Freilich, sonst ist's gräßlich langweilig.“

„Gewiß, sonst ist's gräßlich langweilig.“

„Adieu, Onkel.“ Die kleine Kanne reckte sich in die Höhe und spitz das Mäulchen. Der alte Major muß wohl oder übel begreifen, daß ihm ein Abschiedsfluß zugebacht ist. Es ist einfach toll! Aber was will er machen? Er kann doch dieses Vertrauen nicht täuschen. Wer A gesagt hat, muß auch B sagen. Aus dieser Erwägung heraus, läßt er sich den Kuß der weichen Kinderlippen gefallen, und aus dieser Erwägung heraus tritt er auf seinem Spaziergange erst in eine Konditorei ein und kauft eine hübsche Bonbonniere, und dann spricht er bei seinem Buchhändler vor und ersucht um Zusage einer Auswahl von Büchern für ein achtjähriges Mädchen. Er wird ganz rot bei dieser Bestellung. Bis jetzt hat er stets nur ernsthafteste Werke ausgesucht.

(Fortsetzung folgt.)



Vom Tabak. Christoph Columbus hat nicht nur das Verdienst, die neue Welt entdeckt zu haben, sondern er war gleichsam auch der Finder des Wundergewächses, das von der neuen Welt aus die alte Welt eroberte, und in dessen Genuß heute so ziemlich die gesamte Menschheit verbrüdet ist. Allerdings haben die Eingeborenen Amerikas den Tabak längst gekannt, gebraucht und geraucht, ehe sie das Mißgeschick traf, entdeckt zu werden, aber das duftige Kraut war doch nur auf einen engen Kreis beschränkt und für die übrige Welt nicht vorhanden. Columbus war gewiß nicht wenig erschrocken, als er zum ersten Male die nackten, kupferfarbigen Leuten, deren Harmlosigkeit er doch glaubte erkannt zu haben, aus Mund und Nase Rauch ausstoßen sah, aber er beruhigte sich, als er wahrnahm, daß dieser unheimliche Zauber mit Hilfe einer „kleinen brennenden Wurzel“ verrichtet wurde. Bald erkannten die Spanier, daß der Rauchspender keine Wurzel war, sondern ein trockenes, in ein Maisblatt gewolltes Kraut, und im weiteren Fortschritt ihrer Entdeckungen lernten sie auch die zweite Art des Rauchens aus „tragbaren kleinen Oefen“ (Pfeifen) kennen. Im allgemeinen besteht die Meinung, daß der Tabak — übrigens nannten die Indianer „Tabaco“ nur die Raucherolle und nicht das Kraut selbst — durch den Franzosen Jean Nicot eingeführt sei, nach welchem die Pflanze den botanischen Namen Nicotiana erhielt, aber die Annahme ist unrichtig, denn zuerst brachte der Spanier Hernandez de Oviedo die Tabakpflanze nach seiner Heimat, wo sie freilich zunächst nur als Ziergewächs diente. Bald meinte man in ihr auch medizinelle Eigenschaften zu entdecken, und als „Heilkraut“ erhielt in Deutschland der Augsburger Physikus Oeco 1565 die ersten Tabakblätter zugesandt. Das Wunderkraut sollte das Podagra mildern, Kopfschmerzen verschlucken, das Fieber besänftigen, den Schlaf befördern und den Verstand schärfen. Nun, als ein Linderer der Schmerzen, als ein Wecker trüger Gedanken, wie als Sorgenbrecher bewährt sich bis auf den heutigen Tag und gewiß auch für die Zukunft ein guter Tabak. Wir alle reden heute nur vom Tabakrauchen, aber unsere Voretern nannten es „Trinken“, ja die Gegner des Gemüthes schalteten auf das Tabakrauchen. Denn wie alle Neuerungen, so fand auch diese ihre heftigen Widersacher, von den Kanzeln herab wurde dagegen gepredigt, ja ein gekröntes Haupt, König Jakob I. von England, wüthete mit Regierungsmaßregeln wie mit hochstehendenhändiger Schrift gegen das „Höllengewächs“. In seinem wunderlichen Misocapismus (Rauchhaß) führt er aus: „Erstens ist es ein Rauch, und das sind alle Eitelkeiten der Welt. Zweitens ergötzt es die, welche es treiben, gleich andern Lüste, welche den Menschen unfähig machen, ihnen zu entsagen. Drittens macht es trunken und toll im Kopfe, so tun es auch die Eitelkeiten der Welt. Viertens, wer raucht, der sagt, er könne es nicht lassen, er sei wie bebert, gerade so ist es mit allen weltlichen Lüste. Fünftens, das Tabakrauchen ist der Hölle gleich in seinem Wesen, denn es ist ein sinkendes, ekelhaftes Ding. Wenn endlich, o Bürger, noch Scham in euch ist, so gebt jenen heillosen Gebrauch auf, der in Schande entspringen, aus Irrthum aufgenommen, durch Torheit verbreitet ist, durch den Gottes Zorn gereizt, des Körpers Gesundheit zerstört, das Hauswesen zerrütet, das Volk im Vaterlande herabgewürdigt und auswärts verächtlich gemacht wird; einen Gebrauch, der unangenehm der Nase, dem Gehörn nachtheilig, den Lungen verderblich und, wenn ich es recht sagen soll, durch die schwarzen Rauchwolken dem Höllendampf vollkommen gleich ist.“

